

Mit den Talkshows der 1990er-Jahre kam jemand ins Fernsehen, der vorher nur davor saß: der normale Zuschauer. Spektakuläre, kontrovers aufgezugene Themen, ein Kommunikationsstil weit jenseits vom bürgerlichen Diskurs und ein oft hilfloser Moderator unterhielten in einer Mischung aus Inszenierung und Realität.

Zur Optimierung des Unterhaltungsfaktors wurden kurz nach Beginn der Gerichtsshow nicht mehr echte Fälle gezeigt, sondern Richter, Staatsanwälte und Verteidiger mischten sich mit Laiendarstellern. Das Drehbuch dient als

Orientierung. Es wird nicht auswendig gelernt, sondern wie im Rollenspiel verinnerlicht. Heraus kommt Fiktion mit Doku-Charakter. Kann der Zuschauer den fiktionalen Charakter erkennen oder wird er in die Irre geführt? Und was ist, wenn Verhaltensweisen gezeigt werden, die zwar bei Jugendlichen Realität, bei Eltern aber nicht gerne gesehen sind? *tv diskurs* sprach darüber mit Stefan Oelze, Geschäftsführer der Produktionsfirma *film pool*, und den Produzern Thorsten Gieselmann (*X-Diaries*) und Eva Kaesgen (*Familie im Brennpunkt*).

Schein oder Sein

Scripted Reality und ihre Wahrnehmung durch junge Zuschauer

***film pool* produziert ein breites Spektrum unterschiedlicher Genres. Seit wann beschäftigen Sie sich mit dem Bereich „Scripted Reality“ und wie ist es dazu gekommen?**

Stefan Oelze: Ich bin erst einmal nicht sicher, ob *Scripted Reality* der richtige Begriff ist, um dieses neue Hybrid-Genre zu beschreiben. Sich an dem Begriff „Realität“ aufzuhängen, führt uns nicht in eine lösungsversprechende Richtung. Wir schreiben schließlich alles und lassen die Drehbücher von Darstellern spielen. Vielleicht wären Begriffe wie *Real Fiction* oder *Dramatainment* angebrachter. Mit dem Nachmittagsprogramm und geschriebenen Geschichten für den Nachmittag beschäftigen wir uns schon seit über zehn Jahren. Die erste Nachmittagsendung der *film pool*, die *on air ging*, war Richterin Barbara Salesch. Bei damals 13 Talkshows auf den verschiedensten Sendern war die Gerichtsshow eine Programminnovation. Das Gericht schien uns ein geeignetes Umfeld zu bieten, um eine

abgeschlossene Handlung zeigen zu können, an deren Ende es immer eine Lösung in Form eines Urteils gibt. Dadurch findet immer eine klare moralische Einordnung statt. Wir haben jedoch relativ schnell festgestellt, dass sich die Fälle wiederholten und an Spannung verloren und wir Menschen nicht so vorführen wollten, wie das einige Talkshows damals mittlerweile taten. Deshalb haben wir den Versuch gestartet, Sendungen zu *scripten* und durch Darsteller spielen zu lassen. Das war ein riesiger Erfolg, weil wir durch die starke Verdichtung dramaturgisch gute Geschichten erzählen konnten. Ähnliches haben wir dann auch mit der Sendung *Zwei bei Kallwass* gemacht, die 2001 *on air ging*. Anfangs hatte es auch hier eine kurze Phase mit echten Fällen gegeben. Die Umstellung ermöglichte uns, viel tiefer in Themen hineinzugehen, stärker zu einem emotionalen Kern und einer klareren Aussage zu kommen und damit eben auch den Verlauf der Geschichte in eine eindeutige Richtung zu lenken und ein klares Ende zu finden. Moderne Märchen eben.



Stefan Oelze



Thorsten Gieselmann



Eva Kaesgen

Kritiker befürchteten schon damals, dass Kinder und Jugendliche Gerichtsshow für echt hielten. Dadurch würden sie, so die Befürchtung, eine völlig falsche Vorstellung darüber entwickeln, wie es im Gericht zugeht.

Stefan Oelze: Ich denke, auf der Ebene der Wirkung haben Gerichtssendungen eher zu einer gewissen Demokratisierung geführt, wie Menschen Recht und Gerichtsbarkeit sehen und sich damit auseinandersetzen. Barrieren und übertriebene Ängste wurden abgebaut. Ich glaube nicht, dass Menschen deshalb weniger Respekt vor der Gerichtsbarkeit haben. Jeder, der an einer realen Gerichtsverhandlung teilnimmt, wird sehr schnell merken, wie die Realität hier aussieht. Es ist ja aber auch grundsätzlich schwierig, im Fernsehen Wirklichkeit abzubilden. Auch Dokumentationen sind ja kein Spiegel der realen Welt. Letztlich sind auch Nachrichten inszeniert. Was wir mit den Gerichtsshow durch die Mischung von Realität – die Richter, Staatsanwälte oder Verteidiger sind tatsächliche Profis und keine Schauspieler – und Fiktion erreicht haben, ist Glaubwürdigkeit. Und unsere Richter werden im Fernsehen als Autoritäten wahrgenommen, deren Urteile von klarer Moral und Stärke zeugen – etwas, wonach wir uns alle doch auch mal sehnen.

Aber in den Geschichten ging es überproportional oft um ziemlich absurde Konstellationen, die gerne auch sexuelle Komponenten enthielten. Haben Sie da nicht manchmal zugunsten des Unterhaltungswerts etwas übertrieben?

Thorsten Gieselmann: Ich glaube, das verhält sich ähnlich, wie bei der Scripted Reality jetzt auch und ist ein wenig durch Lust an Empörung getragen, wie furchtbar das Fernsehen doch immer ist. Man kann sicher einige Fälle herausgreifen und mit Blick auf Grenzüberschreitungen an den Pranger stellen, manchmal sind es Gratwanderungen, wenn man gewisse kontroverse oder konfliktreiche Themen aufgreifen möchte – und man muss da immer wieder neu seinen Standort bestimmen. Man darf nicht vergessen, dass es eine Zeit lang pro Wochentag fünf Gerichtssendungen gab, also eine unglaubliche Menge. Natürlich gab es da die eine oder andere Spitze, aber ich denke, ebenso wie in den Sendungen ab und zu übertrieben wurde, hat man dann auch aufseiten der Kritiker übertrieben. Als Pauschalurteil für alle Sendungen trifft die Kritik jedenfalls nicht zu und in jedem Fall nicht für die Sendungen wie *Richterin Barbara Salesch* und *Richter Alexander Hold*, die heute immer noch auf Sendung sind. Wir haben gemerkt, dass für unsere Zuschauer Glaubwürdigkeit und eine Nähe zur Lebensrealität wichtig sind. Hier geht es gar nicht

ums Schocken, sondern um einen emotionalen Kern, der sich als Botschaft vermitteln muss. Im Übrigen haben wir für jede Sendung juristischen Beistand, der prüft, ob die Fälle in der Realität auch so stattgefunden haben könnten.

Stefan Oelze: Ich denke auch, dass das Feuilleton hier eine gewisse Art von Empörungsjournalismus betreibt, da es sich um Formate handelt, die in einer Tradition stehen, die das Feuilleton per se nicht mag. Da kursieren so abfällige Begriffe wie Unterschichtenfernsehen. Ich empfinde solche Kategorien als Hochnäsigkeit der Bildungsbürger, die gerne auf die weniger Gebildeten hinabschauen. Menschen haben nun einmal unterschiedliche Erwartungen an Fernsehunterhaltung, es regt sich ja auch niemand darüber auf, dass in einem Zeitungskiosk eine bunte Illustrierte neben der „FAZ“ liegt.

In der Kritik stand auch das Normalitätskonzept, das die Sendungen verbreiten würden. Wenn Kinder und Jugendliche über den ganzen Nachmittag hinweg mit Themen konfrontiert werden, die jenseits des gesellschaftlichen Regelfalls liegen, könnten sie den Eindruck gewinnen, die Grenzüberschreitung sei der Normalfall.

Stefan Oelze: Wer legt denn das Normalitätskonzept einer Gesellschaft fest? Natürlich hat ein bildungsbürgerliches Oberstudienratspaar aus der Eifel ein ganz anderes Konzept als ein Paar, das in sozialen Brennpunktbezirken lebt. Vielleicht hilft es einigen Fernsehkritikern wirklich mal, um einen kurzen Schlagabtausch der Münchner Medientage aufzugreifen, öfter S- oder U-Bahn zu fahren, um andere Normalitäten zu erleben. Was wir in unseren Geschichten erzählen, ist, dass etwas schiefgeht, dass man eine Lösung suchen muss und dass am Ende eine klare, moralische Einordnung stattfindet. Nichts anderes passiert im Theater oder in der Literatur. Dramatisierte Geschichten leben nicht von Normalität, sondern von Glaubwürdigkeit, von der Nähe zur Realität, von der emotionalen Wahrheit. Und da unterscheiden sich die Realitätserfahrungen des Publikums, an das sich die Geschichten richten. Nebenbei gefragt: Wie sieht es denn mit dem Normalitätskonzept von Derrick aus? Wenn man Ihren Vorwurf darauf überträgt, müsste man ja vermuten, dass im Münchner Vorort Grünwald nur gemordet und betrogen wird. Ich denke, Menschen wissen, dass die Normalität ohnehin jedem bekannt ist und daher wenig im Fernsehen gesucht wird.

Vermutlich wären die Menschen von ausschließlich frohen Botschaften im Fernsehen bald gelangweilt...

Eva Kaesgen: Frohe Botschaften haben selten etwas Lehrreiches. Wir hatten bei *Familien im Brennpunkt* einmal eine Sendung, die sich mit Mobbing in der Schule befasst hat. Da wurde dann letztendlich das Schulamt eingeschaltet, um eine Lösung zu finden. Tatsächlich haben uns Zuschauer geschrieben, sie seien dankbar dafür, dass wir gezeigt haben, was man in einem solchen Fall unternehmen kann. Sie wussten gar nicht, dass man sich auch an das Schulamt wenden kann, wenn man in der Schule Probleme mit dem Lehrer oder dem Direktor hat. Unterhaltungssendungen bieten eine gute Möglichkeit, Informationen in unkomplizierter und verständlicher Weise aufbereitet zu vermitteln. Gerade für Menschen, die sich in ihrer Lebenswelt plötzlich mit Behörden, Ämtern oder juristischen Problematiken konfrontiert sehen, kann dies durchaus eine Art „Hilfe“ sein. Das heißt: Wir wollen nicht affirmativ sein, sondern eine gewisse Dynamik in den Umgang mit zeitgemäßen Fragestellungen bringen. Natürlich könnte man über all die Themen auch Dokumentationen herstellen. Aber die würden weder in der Menge wahrgenommen noch von einer breiten Masse gesehen. Außerdem führen sie selten zu einer Lösung des Problems. Das aber brauchen wir, um den Menschen Mut zu machen, nach einer Lösung zu suchen.

Im Grunde haben wir es hier mit einer Form zu tun, die inszenierte reale Elemente mit Fiktionalität mischt.

Thorsten Gieselmann: Uns geht es nicht darum, so zu tun, als sei alles echt. Wir wollen gute Geschichten mit dokumentarischem Handwerkszeug umsetzen. Natürlich wollten wir wissen, ob die Zuschauer den fiktionalen Charakter erkennen, deshalb haben wir bei Emnid eine kleine Umfrage darüber in Auftrag gegeben, ob die Zuschauer wissen, dass die Sendungen geschrieben sind. Bei 80 % ist das der Fall. Das eigentlich Interessante ist allerdings, dass es den Menschen egal ist, ob die Geschichten echt oder erfunden sind. Sie sind an guten Geschichten interessiert, die aus ihrer Sicht glaubwürdig, spannend und unterhaltend sind. Ich denke, gerade durch den Kamerastil und die Drehs außerhalb der Studios können wir eine unmittelbare Nähe aufbauen, die weniger künstlich ist und die unsere Zuschauer mögen.

Wenn es den Zuschauern egal ist, spricht ja nichts dagegen, sie besser darüber zu informieren.

Stefan Oelze: Wir diskutieren durchaus über mögliche andere Formen, um den Hinweis am Ende jeder Sendung, der jetzt schon da ist und der deutlich sagt, dass die Handlung frei erfunden ist, noch stärker deutlich zu machen. Diesen Hinweis gibt es also schon. Interessanterweise scheint es aber wirklich auch keinen Zuschauer zu interessieren. Deshalb wollen wir auch nicht mit dem erhobenen Zeigefinger daherkommen. Das würde uns die riesige Mehrheit der Zuschauer zu Recht übel nehmen, die wissen, dass alles geschrieben ist. Gleichzeitig wollen wir aber auch die 20 %, die solche Formate nicht als Fiktion erkennen oder die es einfach auch nicht interessiert, ernst nehmen. Deshalb denken wir darüber nach, wie wir eine Kennzeichnung sinnvoll vornehmen können. Übrigens gibt es vonseiten der Zuschauer überhaupt keine Beschwerden diesbezüglich, es ist daher klar eher eine Macher-Diskussion. Wir wollen uns natürlich nicht aus der Verantwortung stehlen, wollen aber auch unterstreichen, dass wir nicht als Reaktion auf Beschwerden von Zuschauern handeln. Grundsätzlich sehen wir, dass die Zuschauer genügend Formatkompetenz entwickelt haben, sodass sie eine Dokumentation von unseren Sendungen unterscheiden können. Wir produzieren Geschichten aus dem Leben, mit denen die Menschen sich auseinandersetzen können.

Eva Kaesgen: Grundsätzlich muss man ein Thema am Nachmittag anders aufbereiten als für das Abendprogramm. Wenn wir eine klassische Infosendung zum Thema „Jugendamt“ machen würden, würden wir damit diejenigen, die es vielleicht am ehesten betrifft, nicht erreichen, weil sie solche Info- oder Dokuformate gar nicht einschalten. Sie sind zu trocken und zu sachlich. Deshalb verpacken wir sachliche Information und Lebenshilfe in eine unterhaltsame Form, die angenommen wird. Wir suchen uns immer Themen, die in jeder Familie passieren können; und da wir so offen sind, was die Auswahl des Umfeldes der Geschichten angeht, haben wir mittlerweile immer häufiger auch Mittelschichtsfälle. Ich bin fest davon überzeugt, dass unsere Sendungen insgesamt nicht nur unterhalten, sondern auch den Menschen bei der Realitätsbewältigung helfen können. Natürlich nicht jede Sendung, eben mal mehr, mal weniger.

**Wie funktioniert das Ganze eigentlich logistisch?
Sie müssen allein ein riesiges Repertoire an Darstellern haben.**

Eva Kaesgen: Ja, tatsächlich. Wir haben schon seit Beginn der Gerichtsshows eine Castingdatenbank aufgebaut, in der sich mittlerweile weit über 100.000 Darsteller befinden. Diese Datenbank wird hausintern verwaltet und immer weiter aufgestockt. Es sind sowohl Laien als auch Schauspieler dabei und wir führen fast jedes Wochenende Castings in mehreren deutschen Großstädten durch.

Woher wissen die Bewerber von den Castings?

Thorsten Gieselmann: Zum einen werden Anzeigen geschaltet, zum anderen kann man sich auf unserer Homepage informieren. Es spricht sich natürlich auch herum, sodass sich viele auch bei uns direkt auf der Hotline bewerben. Für *X-Diaries* haben wir extra noch einen Aufruf gestartet und regen Zulauf bekommen. Die Castings finden in Hotels statt. Dort werden die ganzen persönlichen Daten aufgenommen und die Bewerber müssen verschiedene kleine Szenen und bestimmte Emotionen spielen.

Seit August dieses Jahres läuft auf RTL II die Sendung X-Diaries, die auch in Ihrem Haus produziert wird. Dabei handelt es sich um Konflikte, die weniger ernsthaft sind. Hier haben wir Scripted Reality in einer ganz anderen Form...

Thorsten Gieselmann: Bei *X-Diaries* haben wir es auf alle Fälle mit einer Sonderform zu tun, wir zeigen mit unseren Urlaubsgeschichten schon einmal per se nicht das alltägliche Leben. Trotzdem haben auch diese Geschichten einen Werte-Kern, z. B. geht es oftmals um Selbstverwirklichung von jungen Menschen, das mag nicht jedem mit konservativer Gesinnung gefallen. Wir haben auch andere, ernste Themen in unseren Geschichten, Themen, wie man sie auch im Nachmittagsprogramm von RTL sehen würde, die man aber nicht so wahrnimmt, weil sie eben in ein ganz anderes Setting eingebunden sind: Urlaub, Lifestyle und Party. Im Unterschied zu anderen Formaten fehlt bei den *X-Diaries* natürlich die moralische Einordnung durch Instanzen wie Richter, Kommissare, Finanzberater oder Psychologen. Zusätzlich kam hinzu, dass die Geschichten über fünf Tage hinweg entwickelt werden, was bedeutet, dass es erst am Freitag eine Auflösung gibt und wir den Zuschauern an den restlichen vier Tagen weniger eine Einordnung geben konnten.

Wie sah die Grundidee zu diesem Format aus?

Stefan Oelze: Die Grundidee war, dass Urlaub nicht Alltagsrealität ist, sondern erst einmal eine Art Ausnahmezustand. Trotzdem nimmt natürlich jeder seine eigenen Themen mit und setzt sich damit auseinander. Ähnliches kennt man von Weihnachten, wenn alle mit riesigen Erwartungen auf einem Haufen zusammenhocken und Enttäuschungen fast vorprogrammiert sind. Und sicherlich ist Urlaub auch eine Situation, in der Menschen über die Stränge schlagen und eine Seite zeigen, die sie im Alltag so vielleicht nicht ausleben. Deshalb passieren die Geschichten, die wir im Ausnahmezustand des Urlaubs stattfinden lassen, durchaus auch, wenn Jugendliche real das erste Mal allein Urlaub machen.

Wie sahen die Produktionsbedingungen aus?

Thorsten Gieselmann: Mit der redaktionellen Arbeit haben wir im März 2010 begonnen und unser erster Drehtag war bereits im Juli 2010. Von Juli bis Anfang September haben wir dann 4.500 Sendeminuten abgedreht. Das entspricht 50 Spielfilmen à 90 Minuten. Gedreht wurde an verschiedenen Locations mit einer großen Anzahl an Realisationsteams. Interessant war die Eigendynamik. Man muss sich einmal vor Augen halten: Da reist eine Gruppe von 30 Leuten samstags an, die kennen sich vorher meistens nicht und liegen dann trotzdem schon am ersten Tag in ihren im Skript festgelegten Familienkonstellationen zusammen am Strand und gehen abends zusammen trinken und feiern.

Wie viel Raum bleibt den Darstellern bei den gescrripteten Formaten, eigene Vorstellungen umzusetzen?

Eva Kaesgen: Wir haben zwar ein richtiges Drehbuch in Dialogform, aber es ist unser Wunsch, dass die Darsteller das nicht auswendig lernen, weil dadurch viel Glaubwürdigkeit verloren geht. Einige Mitspieler sind wirklich begabt, andere schauen immer wieder auf das Skript, was natürlich gar nicht geht. Laien sind tendenziell immer sehr aufgeregt, deshalb erklären wir ihnen immer wieder, dass das Buch lediglich eine grobe inhaltliche Vorgabe ist. Meistens schaffen sie es auch, irgendwann loszulassen. Da es sich nicht um professionelle Schauspieler handelt, die sich in jede Rolle hineindenken können, achten wir bei der Besetzung darauf, dass Rolle und Darsteller vom Typus her zusammenpassen. Sie spielen also Geschichten, die sie selbst hätten erleben können. Deshalb denken sie sich sehr in die Rolle hinein, was dann manchmal zu einer Glaubwürdigkeit führt, die fiktionalen Formaten überlegen ist.

Wenn man sich nun X-Diaries anschaut, dann geht es dort im Urlaub meist um Betrinken und Sex – und das jenseits von normaler Partnerschaft. Die Sprache ist oft vulgär, die Kamera voyeuristisch, vor allem Frauen werden auf die Objektebene der sexuellen Stimulation reduziert. Haben Sie sich ernsthaft gewundert, dass es da Ärger mit dem Jugendschutz gab?

Thorsten Gieselmann: Waren Sie mal am Playa del Bossa auf Ibiza? Am Ballermann auf Mallorca? Auch wenn Eltern das nicht gerne hören, aber all das passiert, wenn junge Menschen gemeinsam verreisen. Redaktionell war für uns die Aufbereitung dieser Urlaubsgeschichten allerdings eine völlig neue Erfahrung. Wir sind ganz anders an die Sache herangegangen. Was wir bisher im täglichen Geschäft in abgeschlossenen Folgen umsetzen konnten, war in einem Format, das mehrere Geschichten gleichzeitig erzählt, die erst am Ende der Woche aufgelöst werden, nicht möglich. Wir mussten auch lernen, dass sich das Repertoire an Charakteren innerhalb der einzelnen Fälle nicht so stark unterscheiden darf wie in anderen Formaten, da man die Zuschauer damit überfordert und sie die einzelnen Stränge nicht mehr auseinanderhalten und nachvollziehen können. Was wir unterschätzt haben, war die Wirkung der einzelnen Episoden. Wir haben uns natürlich die Folgen im Schnitt am Stück angeschaut. Wir haben sie also ganz anders wahrgenommen als der Zuschauer. Das ging nahtlos ineinander über und wir haben deshalb unterschätzt, dass für die Zuschauer ein ganzer Tag dazwischen liegt und wir mit starken Episoden-Unterbrechern arbeiten. Auch die Bücher haben wir am Stück gelesen, sodass wir die Folgenstruktur nicht in dem Maße beachtet haben.

Und dann haben Sie ordentlich Gegenwind bekommen vonseiten des Jugendschutzes...

Thorsten Gieselmann: Ja, in der Hochphase der Produktion waren wir dann doch an einigen Stellen etwas verunsichert und haben das diskutiert. Deshalb war für uns die Zusammenarbeit mit der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen, der FSF, sehr hilfreich und wichtig. Natürlich ist es mir als Producer ein Anliegen, dass mein Format nicht langweilig wird. Das wurde auch von vielen Seiten an mich herangetragen. Wir wollen die Menschen in erster Linie unterhalten, wollen spannende Geschichten erzählen und haben uns da für die dokumentarische Umsetzung entschieden, haben also die Figuren in ihren Rollen agieren lassen. Die Darsteller haben sich vielleicht in einige der Figuren manchmal zu sehr „reingefühlt“ – insofern sind dabei wohl einige umgangssprachliche Ausdrücke gefallen, die im Tagesprogramm unpassend sind.

Ein Punkt, der bei X-Diaries in der Kritik stand, war auch die voyeuristische Kamera.

Thorsten Gieselmann: Man kann sich vielleicht aus der Ferne die Dynamiken bei einem Dreh im Ausland unter großem zeitlichem Druck nicht so richtig vorstellen: Sicherlich wollten die Darsteller da auch mit ihren optischen Reizen spielen und haben dabei hier und da übertrieben und unsere Kamerateams an einigen Stellen mit ihnen. Und so kam dann eins zum anderen, was wir im Schnitt leider auch nicht mehr verändern konnten. Aber wir haben gelernt und sind auf einem guten Weg. Wir bereiten jetzt schon die zweite Staffel vor, Mitte Januar wird wieder gedreht auf Gran Canaria und Teneriffa, geplant sind 80 Folgen. Das Storyteam arbeitet schon wieder unter Hochdruck; zu den Geschichten, die wir umzusetzen planen, werden wir im Vorfeld den Rat eines Prüfers der FSF einholen. Wir wollen auf jeden Fall vermeiden, dass die Probleme sich wiederholen und haben deshalb Teile der letzten Staffel bei der FSF zur Prüfung eingereicht. Als am Anfang Folgen für das Tagesprogramm abgelehnt wurden, haben wir anhand der Gutachten neu geschnittene Fassungen hergestellt. Durch verschiedene Seminare, die wir mit der FSF durchgeführt haben und noch durchführen werden, wollen wir vor allem Sicherheit für die Kriterien und Grenzen des Jugendschutzes erreichen. Nach meiner Überzeugung haben wir mittlerweile das Handwerkszeug, um die Geschichten zu erzählen, die X-Diaries die gewisse Farbe geben, aber ohne die Spitzen, für die wir kritisiert wurden.

Das Interview führte Prof. Joachim von Gottberg.